

Leseprobe aus:

Werner Biermann

"Der Traum meines ganzen Lebens"



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

DAS KREUZ DES SÜDENS

Die Nächte sind vollkommen. Ungeheure Mengen von Sternschnuppen, die über den klaren Himmel ins Meer stürzen, Wellenkämme, die phosphoreszierend aufblitzen, wenn sie brechen. Sie schauen und schauen und bekommen doch nie genug. Fünfzig Meilen vom Festland entfernt, folgen ihnen seit Tagen ein paar Landvögel, die sich manchmal in der Takelage des Schiffes ausruhen. Die *Pizarro* nimmt Kurs Richtung Südwest, Südamerika. Die Überfahrt ist *so schön, wie sie nur sein kann*. Am 27. Juni 1799 schneidet die Fregatte den Wendekreis des Krebses, sie treten in die «heiße Zone» ein, in die Tropen. *Am 27ten Juni sah ich zum ersten Mal meinen Schatten im Süden*, denn die Sonne steht mittags, wenn auch sehr steil, im Norden.

Obwohl die *Pizarro* kein besonders guter Segler ist, werden sie den neunhundert Meilen langen Weg von den Kanarischen Inseln nach Südamerika in zwanzig Tagen zurücklegen, *als ginge es auf einem Fluss hinunter*. Diese alte Seefahrtspassage nennen die Seeleute spöttisch *el golfo de las damas*, selbst vornehme Damen könnten hier segeln. Es ist derselbe Weg, den seit Kolumbus' erster Reise alle Schiffe zu den Antillen einschlagen. Der herrschende Passatwind kommt beständig aus nordöstlichen Richtungen und treibt die Schiffe verlässlich gegen Südwest.

Der eine der beiden Fremden, die halbe Nächte an Deck des spanischen Postschiffs verbringen, ist Alexander von Humboldt, ein Preuße mit dem Adelstitel eines Barons, auf den er freilich keinen Wert legt, denn er glaubt an die Ideale der Französischen Revolu-

tion; im September wird er dreißig. Sein Beruf? Schwer zu sagen. Am ehesten Bergbauingenieur. Er interessiert sich aber seit Jahren für ein ganzes Dutzend Fächer, angefangen bei Geologie, Botanik und Astronomie, eigentlich für alles, was einen tieferen Einblick in die *Zusammenhänge der Natur* gewährt. Zuletzt war er in Preußen als eine Art Staatssekretär für den Bergbau verantwortlich; eine glänzende Karriere, die er aber leichten Herzens drangegeben hat. Er ist aus Berlin aufgebrochen aus keinem geringeren Grund als dem einen: sich einen Traum zu erfüllen. Eine große Forschungsreise durch die tropischen Länder Amerikas zu unternehmen, darin sieht er die Bestimmung seines Lebens. Sein Freund Aimé Bonpland, ein *citoyen* der Französischen Republik, ist laut den offiziellen Reisedokumenten sein «Sekretär», in Wahrheit aber sein Gefährte und Kollege mit ganz eigenen wissenschaftlichen Kompetenzen. Der Fünfundzwanzigjährige ist Mediziner, hat als junger Schiffsarzt bereits an Reisen auf dem Atlantik teilgenommen, dann aber in Paris eine weitere Ausbildung absolviert, um Botaniker und Apotheker zu werden.

Seit dem Eintritt in die heiße Zone bewundern sie jede Nacht die Schönheit des äquatorialen Himmels, an dem immer neue Sternbilder vor ihren Blicken aufsteigen, je weiter sie nach Süden segeln. Ein *sonderbares Gefühl* entsteht, wenn man *die Sterne, die man von Kindheit auf kennt*, immer tiefer hinter sich hinabsinken und endlich verschwinden sieht, notiert Humboldt. Auch wer keine astronomischen Kenntnisse besitzt, fühlt, dass er nicht mehr in Europa ist, wenn das ungeheure Sternbild des *Schiffes Argo* oder die leuchtenden *Magellanschen Wolken* (ein Sternennebel) am Horizont erscheinen. *Alles trägt den Stempel des Fremdartigen.*

Das Fremdartige, das Exotische, das ist es, was sie suchen.

Windstillen wechseln mit Regenfällen ab. Am 1. Juli 1799 begegnen sie treibenden Wrackteilen, die von altem Tang überwuchert sind; Reste eines Schiffbruchs. Dieser Schiffbruch kann, wie sie erwägen, kaum in der Zone stattgefunden haben, in der sie segeln und wo das Meer beständig schön ist. Humboldt vermutet, dass

die Trümmer von den stürmischen Meeren des Nordens kommen und nun wieder, *durch die außerordentliche Umdrehung, welche die Fluten des Atlantischen Ozeans in der nördlichen Hemisphäre erfahren*, allmählich hierhin getrieben wurden. Er ahnt mehr, als er weiß, dass es eine ständige zirkuläre Strömung im Nordatlantik gibt.

In der Nacht vom 4. zum 5. Juli sehen sie das *Kreuz des Südens* zum ersten Mal deutlich; stark geneigt erscheint es zwischen den Wolken, wie aufflammendes Silberlicht. In dieser Nacht, notiert Humboldt, geht *einer der Träume meiner frühesten Jugend in Erfüllung*. Damals, in seiner Kindheit auf Schloss Tegel bei Berlin, das er und sein Bruder Wilhelm *Schloss Langweil* nannten, im strengen Regiment der ehrgeizigen Mutter und der pedantischen Hauslehrer, gepeinigt vom Zwang nicht endender Studien – damals war dieser Traum entstanden, zuerst als Fluchtphantasie. Robinson, die Südsee, die Edlen Wilden. Nur weg aus Berlin, aus Europa.

Solche Träume, wird er später schreiben, *haben einen bedeutenden Einfluss auf unsere Entschlüsse, irgendwie wirkt eine geheime Anziehungskraft. Als ich mich mit dem Himmel beschäftigte, empfand ich eine bange Unruhe, die den Menschen, die ein sitzendes Leben lieben, ganz fremd ist*. Die Wunder, nach denen sie sich so sehnen, beginnen schon auf dem Meer. Oft segelt das Schiff mitten durch einen Schwarm Fliegender Fische hindurch, die fünf oder sechs Meter hoch springen und auf das Deck klatschen. Bonpland seziert sie; er findet heraus, dass sie eine enorm große Schwimmblase besitzen, die mehr als die Hälfte des Körpers einnimmt. Dies verleiht den Tieren ihre Leichtigkeit, glaubt er. Humboldt findet in der Schwimmblase vier Prozent Sauerstoff, zwei Prozent Kohlendioxid und 94 Prozent Stickstoff. Die Fliegenden Fische führen ein *unglückliches Leben*, meint Alexander, denn wenn sie aus dem Wasser flüchten, um der Gefräßigkeit der räuberischen Doraden zu entgehen, werden sie in der Luft ein leichtes Opfer der Fregattvögel und Albatrosse, die sie im Flug erhaschen.

Plötzlich herrscht auf dem Schiff eine merkwürdige Stimmung, gedämpftes Gemurmel unter der Besatzung, sorgenvolle Blicke.

Einige Passagiere bleiben unter Deck, sie liegen mit steigendem Fieber in ihren Kojen. Dann erwischt es auch einen älteren Matrosen, am Tag darauf die drei Sklaven eines spanischen Kommissars. *Der Keim eines bösartigen Fiebers ist unter uns*, schreibt Humboldt in sein Tagebuch. Die Luft unter Deck ist stickig, fürchterlich verdorben. *Miasmen*. Bonpland, der Arzt, fragt Kapitän Cagigal nach Chinarinde, um das Fieber zu bekämpfen. Es gibt aber an Bord keine Chinarinde, denn der Kapitän versichert, man wisse «aus Erfahrung», dass auf den Postschiffen «niemals jemand ernstlich krank» werde.

All dies begünstigt die Ausbreitung der Krankheit.

Ein weiterer Matrose erkrankt, außerdem noch zwei Passagiere, ein Asturier und ein Katalane. Alle leiden an dem gleichen heftigen Fieber. Der Asturier, einziger Sohn einer Witwe, ist nach Kuba unterwegs, um dort sein Glück zu machen, *hacer la América*. Er ist neunzehn Jahre alt, ein kluger und freundlicher Junge, Alexander hat sich oft mit ihm unterhalten. Er fällt in eine Art Raserei, sein schweißgebadeter Körper scheint zu glühen. Dann wird er still. Abends um sechs, bei Sonnenuntergang, erhält er die Letzte Ölung. Er stirbt. Langsam schlägt man die Schiffsglocke für den Toten. Alle liegen auf den Knien und beten. Die Leiche des Jungen im Mondschein – Humboldt wird diesen Anblick nie vergessen: *Vor wenigen Tagen heiter und froh in die Zukunft blickend, und nun ein Fraß der Fische*. Das leise bewegte Meer leuchtet im phosphoreszierenden Schein. Ein großer Seevogel, der das Land zu suchen scheint, schreit laut. Sonst ist es still. Um sechs Uhr morgens rutscht die Leiche, mit einem Sandsack an den Füßen, auf einem schrägen Brett über Bord und plumpst ins Wasser.

Wie lange werden sie noch auf diesem verseuchten Schiff aushalten müssen, das zur tödlichen Falle geworden ist? Alexander findet heraus, dass alle an Bord verfügbaren Seekarten ungenau sind; der Fehler liegt bei einer Größenordnung von 15 bis 20 Meilen, verglichen mit seinen eigenen Messungen. Der Kapitän will es nicht wahrhaben. Als Alexander ein paar Tage später aufgrund seiner täg-

lichen astronomischen Ortsbestimmungen für den 13. Juli Land ankündigt, lächeln die Steuerleute nachsichtig. Man glaubt sich noch weit von der südamerikanischen Küste entfernt. Doch tatsächlich, am 13. Juli um sechs Uhr morgens, kurz nach Sonnenaufgang, wird «Land in Sicht» gemeldet: Es ist die große Insel Tobago, die vor der Küste liegt. Kapitän Cagigal umfährt das Nordkap, das sich *male- risch* vor ihnen ausbreitet. Der erste Blick auf die Neue Welt, auf Amerika: *Das blendende Weiß des Gesteins bildet einen schönen Kontrast zum Grün der Bäume, zu Palmen und zylindrischen und sehr hohen Säulenkakteen.* Die erwartungsvolle Ankunft an einer fremden Küste wird Humboldt immer begeistern, sooft er sie auch erleben mag.

Von der Höhe der Masten signalisieren die Posten ein feindliches Geschwader, Panik bricht aus, und die *Pizarro* dreht ab. Unter den Passagieren sind Kaufleute, die ihr ganzes Vermögen in Waren investiert haben, die sie in den Kolonien gewinnbringend verkaufen wollen. Wenn sie jetzt nicht entkommen, werden ihnen die Engländer, mit denen die Spanier und Franzosen im Krieg liegen, alles wegnehmen. Doch das Geschwader scheint unbeweglich stillzustehen, eine fern auf dem Horizont flirrende Fata Morgana. Stunden später erkennt man, dass es sich um eine Gruppe dunkler Felsen handelt, die aus dem Wasser ragt.

Die Seuche wütet weiter. Mehrere Passagiere beschließen nun, die Fahrt nicht bis Kuba fortzusetzen, sondern an der Küste von *tierra firme* an Land zu gehen und später mit einem anderen Schiff weiterzufahren. Aus Vorsicht hält auch Humboldt es für geraten, das Schiff zu verlassen. Der nächste Hafen heißt Cumaná, eine Stadt im spanischen Vizekönigreich *Nueva Granada*, Neu-Granada, an der Küste des heutigen Venezuela. Alexander und Aimé können nicht ahnen, dass aus diesem improvisierten Aufenthalt ein ganzes, sehr wichtiges Jahr wird: *Wir wären nie an den Orinoco, an den Casiquiare und den Rio Negro gekommen.* Später wird sich obendrein herausstellen, dass die *Pizarro*, die nach Kuba weitersegelt, zu einer Zeit in Havanna ankommt, als dort das Schwarze Er-

brechen grassiert (das man auch Gelbes Fieber nennt) und tausende Menschen tötet.

Während sie noch einen Weg durch die Inselwelt vor der Küste suchen, kommen mehrere kleine Fischerboote in Sicht. Der Kapitän will sie mit einem Kanonenschuss herbeirufen, doch die Fischer legen sich in die Riemen und flüchten. Jetzt soll der Steuermann Guille mit dem Boot vorausfahren und die Untiefen erkunden. Da aber Señor Guille als *piloto* ein vornehmer Herr ist, will er sich erst pudern, *denn putzen muss man sich immer, sei es auch vor einem Fischer*. In diesem Moment entdecken sie zwei Pirogen, die zwischen ihnen und der Küste entlangfahren. Ein zweiter Kanonenschuss, die kastilische Flagge wird gehisst, doch die aus riesigen Baumstämmen gefertigten Pirogen nähern sich nur langsam, die Männer bleiben misstrauisch. Humboldt und Bonpland sind begeistert: In jeder Piroge sitzen fast zwanzig Indianer, nackt bis an den Gürtel und, wie Alexander notiert, von sehr schlankem Wuchs. *Von ferne gesehen, hätte man sie für Statuen von Bronze halten können*. Erst als sie so nah sind, dass sie die spanischen Rufe von Bord vernehmen können, verlieren die Indianer ihr Misstrauen. Einige klettern sogar an Bord. Sie haben die Fregatte zunächst für ein englisches Schiff gehalten.

Diese Männer sprechen fließend Spanisch; sie stammen aus Cumaná. Sie sind mit den Booten unterwegs, um von einer nahen Insel Zedernholz zu holen. Sie geben den Leuten auf dem Schiff, die seit etlichen Wochen außer Fisch keine frischen Nahrungsmittel essen konnten, Orangen, Bananen, Kokosnüsse, auch einige frische Fische, die – wie Bonpland feststellt – vom Geschlecht der *Chaedoten* sind, Fliegende Fische, *deren Farbe wir nicht genug bewundern konnten*.

Alles, was sie in den Booten entdecken, sind *staunenswerte Reichtümer!* Riesige Blätter von *vijao*, große Bananenstauden, die schuppigen Panzer von *tatous* (auch *armadill* genannt, Gürteltiere), Früchte des Kalebassenbaums, kleine getrocknete Kürbisse, die den Eingeborenen als Trinkgefäße dienen ... In Europa sind alle diese

Gegenstände nur im Museum und manchmal, in Wien und Paris, in botanischen Gärten zu finden. Das unendliche Fest der Augen, der Sinne – in diesem Moment hat es begonnen. *Alles erinnerte uns lebhaft daran, dass wir das Ziel erreicht hatten, nach welchem unsere Wünsche seit langer Zeit strebten.* Der *patrón* einer der Pirogen bietet sich an, bis Cumaná als Lotse an Bord zu bleiben. So nähern sie sich jener Küste, die Kolumbus auf seiner dritten Reise, 1498, für Europa entdeckte. Sie fahren an der kleinen Insel Cubagua vorbei; sie ist ganz verlassen, aber in der ersten Zeit der Entdeckung war sie berühmt wegen der Perlen. Indianische Zwangsarbeiter als Perlentaucher, geplatzte Lungen, Tote, aber wunderbare Perlen in Sevilla und Toledo, auch auf den großen Messen von Augsburg und Brügge. Die feineren europäischen Damen und die leidenden Indios, derlei Zusammenhänge interessieren Humboldt: das Prinzip des *gänzlich unmoralischen Kolonialsystems*. Damals produzierte diese Insel Reichtum und Luxus, es gab große Herrenhäuser, andalusische Patios mit Orangenbäumen und murmelnden Brunnen. Jetzt gibt es nur noch Dünen, wasserlose Trockenheit, erinnerungslose Leere.

Die letzte Nacht auf Deck, unter einem silbernen Mond. Der indianische Lotse Carlos del Pino findet in Alexander und Aimé zwei hingerissene Zuhörer – auch wenn Bonplands Spanisch noch in den Anfängen steckt. Er erzählt ihnen von Krokodilen, von riesigen Boas, von Tigern und von elektrischen Aalen, die mit ihren Stromschlägen ein Pferd töten können. Von riesigen Flüssen voller reißender Katarakte, von endlosen Wäldern, von buntbemalten Menschen, die Erde essen. Von Männern, die ihren Babys die Brust geben, von Steinen, die sich von allein fortbewegen können. Das ist es, was die beiden Europäer hören wollen. Sie hoffen, all diesen Dingen schon bald nach der Landung zu begegnen, und sie begreifen nicht, dass Carlos' Geschichten aus einem ungeheuer großen Raum stammen, einem viele hundert Meilen tiefen Hinterland. Humboldt fasst sofort Vertrauen zum Charakter und zu den Kenntnissen dieses Mannes, und Carlos del Pino wird die beiden Forscher

sechzehn Monate lang begleiten, zum Orinoco und Rio Negro, als kenntnisreicher Führer und als wichtiger dritter Mann der Expedition.

Am 16. Juli 1799, mit Tagesanbruch, sehen sie eine grüne Küste, von hohen Bergen im Süden begrenzt. Um neun Uhr gehen sie vor Anker, genau einundvierzig Tage nach der Abfahrt von La Coruña, zwanzig Tage seit den Kanarischen Inseln. Die Kranken schleppen sich aufs Deck, um den hoffnungsvollen Anblick eines Landes zu genießen, das ihren Leiden ein Ende setzen soll. Smaragdgrünes Wasser, das gegen einen gleißenden Strand schwappt, hohe Kokospalmen, deren lange Blätter sich sanft im Wind wiegen, zylindrische Kakteen vor einem makellos blauen Himmel. Und am Ufer Flamingos, Reiher und Pelikane. Sobald er den Strand betritt, steckt Humboldt ein Thermometer in den Sand: Es zeigt 37 Grad.

Carlos führt sie durch die indianische Vorstadt von Cumaná, zeigt ihnen sein Haus und seinen Garten. Das ganze Viertel wird gerade neu errichtet, nach einem verheerenden Erdbeben, das vor anderthalb Jahren den größten Teil der Stadt zerstörte. Carlos erzählt, dass sie damals, im Dezember 1797, zuerst einen starken Schwefelgeruch bemerkten, zugleich schlugen an vielen Stellen blauviolette Flammen aus der Erde – eine halbe Stunde später folgte der erste große Stoß. Die meisten Bewohner Cumanás hatten sich glücklicherweise schon ins Freie geflüchtet, und so verloren nur wenige das Leben.

Sie machen dem Gouverneur der Provinz ihren Antrittsbesuch. Don Vicente Emparán, Baske und ehemaliger Schiffskapitän der königlichen Marine, ist verblüfft von den Papieren, die sie ihm vorlegen: eine Sondergenehmigung des spanischen Königs erlaubt dem *barón Federico Alejandro de Humboldt*, einer ausländischen Privatperson, in den spanischen Kolonien zu reisen und zu forschen. Eine solche Genehmigung hat es nie zuvor gegeben. Mit Emparán kommen sie sofort ins Gespräch über mögliche Forschungsgegenstände, denn dieser Gouverneur interessiert sich für alles, was mit Naturkunde zusammenhängt. Er zeigt ihnen seine

Bibliothek mit Büchern über Chemie und Technik, seine schönen Möbel aus einheimischen Edelhölzern und Baumwolle, die mit wunderbaren lokalen Farben gefärbt ist. Er beherrscht sogar den zeitgenössischen Wissenschaftsjargon: Er frage sich seit langem, ob wohl die Luft in den Tropen weniger Sauerstoff enthalte als die in Spanien und ob die Tatsache, dass eiserne Gegenstände in den Tropen schneller rosten, mit der hohen Feuchtigkeit der Luft zusammenhängen könne, wie er sie mit einem Hygrometer gemessen habe. *Für das Ohr eines Reisenden kann der Name des Vaterlandes nicht angenehmer sein als für uns die Wörter Stickstoff, Eisenoxyd und Hygrometer.*

Am Abend lassen sie die Instrumente ausschiffen: vierzig größere Geräte und sehr viel Werkzeug. Sie öffnen die Kisten und stellen erleichtert fest, dass alle Instrumente unbeschädigt sind. Und noch am selben Tag mieten sie ein geräumiges Haus, dessen Lage für astronomische Beobachtungen vorteilhaft ist. Es liegt etwas oberhalb des Zentrums und verfügt über ein Flachdach. Freier Blick auf die Sterne. Und innen angenehm kühl, wenn der Seewind durch die offenen Fenster weht. Alles lässt sich schnell und einfach regeln, wie er an diesem ersten Tag *Bill*, seinem Bruder Wilhelm, schreibt: *Wir haben für 20 Piaster monatlich ein ganz neues, freundliches Haus gemietet, nebst zwei Negerinnen, wovon eine kocht. An Essen fehlt es hier nicht, nur leider existiert jetzt nichts Mehl-, Brot- oder Zwiebackähnliches. Die Stadt ist noch halb im Schutt vergraben.* Die Sehnsucht nach Brot, gutem deutschem Brot, wird ein beständiges Thema bleiben.

Die Stadt Cumaná, in der 16 000 Menschen leben, liegt an einem Meerbusen, *schön wie der von Toulon*, dahinter im Halbkreis ein Kranz hoher und dicht mit Urwald bewachsener Berge. Die Häuser sind aus weißem Chinabaum- und Atlasholz gebaut. Am ersten Morgen werden sie früh geweckt vom fremden Gesang tropischer Vögel, von schwerduftenden Blüten und dem zänkischen Gekreis der Papageien; sie bewundern die kleinen Kolibris, die mit sirrendem Flügelschlag aus den Blüten trinken, die reglosen Legu-

ane, die nur ab und zu die lange Zunge hervorschnellen lassen, um ein Insekt zu fangen. Halbnackte Kinder laufen kreischend hinter faustgroßen Schmetterlingen her.

Wir sind hier in dem göttlichsten und vollsten Lande.

Es ist ein Land der Wunder, das ersehnte exotische Paradies. Wie benommen vor Glück, wissen sie nicht, womit sie anfangen sollen. Sie sammeln Pflanzen, sie zerschlagen Steine mit dem Hammer, um deren kristalline Struktur zu untersuchen, sie ziehen die Luft in Flaschen und analysieren sie. *Und welche Bäume!*, schwärmt Humboldt. Die Kokospalmen sind 50 bis 60 Fuß hoch, es gibt prachtvolle rote und violette Trompetenblüten, Pisang und eine Gruppe von Bäumen mit riesigen Blättern und handgroßen, sehr wohlriechenden Blüten. Und welche Farben der Vögel, der Fische, selbst der Krebse, sie sind rot und himmelblau.

Wie die Narren laufen wir bis jetzt umher. In den ersten drei Tagen konnten wir nichts bestimmen, weil man immer einen Gegenstand wegwirft, um einen anderen zu ergreifen. Bonpland versichert, dass er von Sinnen kommen werde, wenn die Wunder nicht bald aufhören . . . Ich fühle, dass ich hier sehr glücklich sein werde . . .

Die Wunder werden nicht aufhören, niemals.

Die Ufer des *Río Manzanares* sind beschattet von Mimosen, Erythrineen, Ceibas und anderen Bäumen von riesenhafter Gestalt; mit goldgelben Blüten breitet sich auf ihnen ein ganzer Teppich von Bromelien aus. Der Fluss ist eine unschätzbare Wohltat in einem heißen Land, wo *man Lust hat, sich mehrmals des Tages zu baden*. Die Kinder bringen einen großen Teil ihres Lebens im Wasser zu, und alle Einwohner, *selbst die Damen der reichsten Familien*, können schwimmen, wie der Nichtschwimmer Humboldt staunend feststellt. Abends besuchen sie oft Carlos del Pino in der indianischen Vorstadt, *eine Gesellschaft sehr schätzbarer Personen*, wie Bonpland findet. Bei hellem Mondlicht stellt man Stühle ins Wasser, Männer und Frauen sind leicht bekleidet, und die Indios und die Fremden verbringen miteinander *einige sehr angenehme Stunden* in der rasch hereinbrechenden Tropennacht, zigarrenrauchend, unter einem



Am Ufer des Manzanares in Cumaná verbrachten Humboldt und Bonpland, auf Stühlen im flachen Wasser sitzend, viele Abende. Die tropische Landschaft Venezuelas, die Pflanzen und Tiere, faszinierten die beiden Forscher: *Sie kommen von Sinnen, wenn die Wunder nicht aufhören.* Auf Humboldts Spuren in Venezuela malte Ferdinand Bellermann zahlreiche Bilder wie dieses, entstanden um 1844.

leuchtenden Himmel aus Glühwürmchen. Alexander notiert sogar den Klatsch solcher Gespräche, der sich von ähnlichem Tratsch in Bayreuth oder Göttingen, wie er meint, nicht wesentlich unterscheidet: wie trocken es doch dieses Jahr wieder sei und welchen Überfluss an Regen es gerade in der Nachbarprovinz gebe; in welchem Luxus die Damen von Caracas oder gar Havanna schwelgten, während man hier durchaus bescheiden und still, dafür aber doch sehr viel ruhiger und angenehmer lebe.

Die indianische Abendgesellschaft, mit den beiden seltsam nach Pariser Mode gekleideten Europäern in der Mitte, lässt sich durch die kleinen Krokodile (oder *Bavas*, wie sie hier heißen) nicht beunruhigen, die sich den Menschen nähern, die gemütlich plaudernd im Wasser sitzen. Sie sind nur drei bis vier Fuß lang, haben

aber sehr spitze Zähne. *Normalerweise* greifen sie die Menschen nicht an. Bisweilen schwimmen nachts Delphine vom Meer in den Fluss hinein und erschrecken die Badenden mit dem Wasser, das sie prustend aus ihren Blaslöchern spritzen. Man kann fast meinen, dass sie sich einen derben Spaß mit den Menschen erlauben.

Nahe bei den Häusern, vor allem in der indianischen Vorstadt, leben Tausende von Galinazo-Geiern, es sind die Schakale unter den Vögeln, ununterbrochen damit beschäftigt, die Kadaver toter Tiere aufzureißen und die Brocken zu verzehren. Wo immer Humboldt ein bisschen den Boden aufwühlt, ist er über die Masse organischer Substanzen erstaunt, die sich verwandelt und zersetzt. Es sind die Überreste einer unzähligen Menge Reptilien, Würmer und Insekten. *Ich sah indianische Kinder Tausendfüßler oder Scolopender von 18 Zoll Länge aus dem Boden hervorziehen und essen.*

In einem Brief an Wilhelm beschreibt er all die Dinge, die er sieht – und auch einige, die er bis jetzt nur aus den Erzählungen von Carlos del Pino kennt. Postkartenflunkereien. *Wunderbare Pflanzen, Zitteraale, Tiger, Armadille, Affen, Papageien und viele echte halbwilde Indianer, eine sehr schöne und interessante Menschenrasse . . . Außerhalb der Stadt wohnen die Kupferindianer, von denen die Männer fast alle nackt gehen. Die Hütten sind von Bambusrohr, mit Kokosblättern gedeckt. In den meisten Häusern stehen selbst nachts die Türen offen, so gutmütig ist hier das Volk. Auch sind hier mehr echte Indianer als Neger.*

In Cumaná entwickeln Alexander und Aimé einen Lebensstil, den sie über Jahre pflegen werden, wann immer sie sich in Städten aufhalten: tagsüber die disziplinierte, oft sogar harte wissenschaftliche Arbeit, abends die Vergnügungen. Beinahe täglich sind sie Gäste des Gouverneurs Emparán; die ganze bessere Gesellschaft Cumanás bemüht sich um sie, die Menschen *bestürmen uns mit Freundschaft und Liebe*. In ihrem eigenen Haus empfangen sie ihre neuen Freunde, Europäer, Kreolen und Indios, und bewirten sie. Humboldt füllt sein Journal nach solchen Besuchen mit herrlichen kleinen Beobachtungen: *Selbst indianische Damen besuchen uns,*